

Oliver Tolmein

## **Rechts durch die Mitte**

### **Reportagen und Gespräche über die Ordnung der Verhältnisse**

216 Seiten

EUR 14,50, SFr 26,50

ISBN 3-89458-166-2

## **Die rassende Reporterin**

Wie eine Reporterin dem „Spiegel“ zu seinem Titelthema „Skinheads, Straßenräuber, Einbrecher – kapituliert die Polizei?“ verhalf. Eine Gegenrecherche

I

»Man fragt sich während des Lesens: Ist es möglich? Und das hier in Deutschland? Die Deutschen, die dort im Karolinen-Viertel leben müssen, können einem leid tun. Aber es sind halt nur kleine Leute, die das ertragen müssen.«  
Leserbrief an den »Spiegel«

Wenige hundert Meter Luftlinie von den Nobel-Passagen der Hamburger Innenstadt entfernt, liegen die Straßenzüge des Karolinen-Viertels. Von vielen der alten Häuser, ehemals Wohnstätten von Arbeitern und Tagelöhnern, blättert die Farbe; Wohnungen mit Kohleöfen und ohne Bad sind keine Seltenheit. Billige Mieten haben Studenten und Leute aus der Szene angezogen, viele alte Menschen konnten es sich leisten, hier zu bleiben. Seit etwa 15 Jahren leben auch etliche Roma, die aus dem serbischen Teil Jugoslawiens geflohen sind, im Karolinen-Viertel, in den letzten Wochen und Monaten haben viele ihrer Verwandten und Freunde hier Zuflucht gesucht.

Das Viertel war nie ein besonders ruhiges Quartier: Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Punks, Punks und Anwohnern, Anwohnern und Dealern gab es hier schon vor Jahren. Trotzdem haben sich im Lauf der Zeit immer mehr Geschäfte und Boutiquen angesiedelt, wurden hier Restaurants aufgemacht, über deren Küche man sich streiten kann, deren Publikum sich aber ungeheuer schick findet. Ein bißchen sozialer Brennpunkt, ein bißchen Alternativ-Idyll, ein bißchen Kiez - das Karo-Viertel ist ein Großstadt-Viertel wie andere vor dem Sanierungs-Kahlschlag auch. Spektakulär waren allenfalls die Praktiken, mit denen der Hausbesitzer Rabels versuchte, Profit aus seinen Häusern in der Laeisz-/Ecke Marktstraße zu schlagen, und der sich über zwei Tage ziehende knüppelgewaltige Polizeieinsatz, mit dem die instandbesetzten Häuser geräumt wurden, war denn auch der einzige Anlaß, der das Viertel in die Schlagzeilen bringen konnte.

So zumindest schien es, bis die »Spiegel«-Reporterin Ariane Barth kam, ins, laut Editorial des Hamburger Deutschland-Magazins, *ehedem kleinbürgerliche Hamburger Karolinen-Viertel, wo gewalttätige Roma-Kinder die meist älteren Einheimischen tyrannisieren. Aus Angst entwickeln die Deutschen »ungeheure Haßgefühle«, so daß auch »nette, pazifistische Leute so etwas wie eine Bürgerwehr« wollen\**. Diese Information hat Ariane Barth ihrer Reportage zufolge von Horst Krigel, *eine Art Supermann von 1,93 Metern: Längst hat Krigel durchkalkuliert, was passieren würde, wenn er seine »Kollegas« aus der Antifa-Bewegung holen würde: »Dann fahren die Sippen von hier ins Krankenhaus ein. Aber Stunden später rücken die Zigeuner aus diesem Lager vom Stadtrand ein,*

*wo neulich 10 von 100 Polizisten dermaßen was aufs Maul gekriegt haben, daß sie dienstunfähig waren. Notfalls machen die Zigeuner einen Rundruf in der Bundesrepublik, und dann haben wir hier innerhalb von zwei Tagen eine Hölle. Das kannst du vergessen.»*

Antifas, die sich überlegen, gegen Romas loszuprügeln, Polizisten, die gnadenlos zusammengeschlagen werden, die Vision eines Bürger-gegen-Roma-Kriegs im Karolinen-Viertel? Das will ich mir von Horst Krigel genauer erklären lassen. Aber dazu kommt es nicht. Der ehemalige Türsteher, *er wirkte schon als Aufpasser in der Gastronomie*, will nach dem »Spiegel«-Artikel mit der Presse nichts mehr zu tun haben. Am Telefon schimpft er lautstark über »dieses Geschmiere, das gut in den faschistischen Geist der Zeit paßt«. Daß er überlegt habe, Antifas zum Schutz der Deutschen gegen die Roma zu holen, sei »totaler Blödsinn, welche Antifa würde sowas wohl machen?«. Im Nachhinein bedauert er es, Ariane Barth überhaupt bei ihren Recherchen geholfen zu haben, »das passiert mir nicht nochmal«.

»Der Spiegel« lügt? Die Geschichte von bespuckten und getretenen alten Menschen, von sexuell belästigten Frauen und tyrannisierten Ladenbesitzern, von Zwist und Hilflosigkeit im Viertel - bloß ein böses Märchen aus dem Abendland?

## II

»Warum absolviert unser Bundespräsident neben den nötigen Besuchen in Asylantenunterkünften nicht auch einmal einen Besuch bei den Deutschen im Karolinen-Viertel?«  
Leserbrief an den »Spiegel«

Rainer Bachmann ist Galerist. Der »Spiegel« beschreibt ihn als einen *Alternativen mit Haarschwanz*, als einen Mann mit Zivilcourage, einen der wenigen, der den Roma-Kindern die Meinung sagt, wenn sie Frauen sexuell belästigen. Auch Rainer Bachmann ist mit Ariane Barths Text nicht zufrieden: »Viel zu lasch«. Bachmann, der gleich einen kumpelhaften Ton anschlägt, klärt mich über die wirklichen, die größeren Gefahren auf, die im Viertel lauern: Die erwachsenen Roma sind viel schlimmer als die Kids, in Kinderwagen schieben sie Heroin durch die Gegend, in jeder Jackentasche von »denen da« wartet ein Springmesser, und die Kinder bespucken und treten alte Menschen nicht nur, sie schmeißen sie zu Boden und springen ihnen dann ins Kreuz, während die Erwachsenen drumherumstehen, »fett grinsen« und Morddrohungen gegen Deutsche ausstoßen. »Das Karolinen-Viertel war nie ein idyllisches Viertel, aber als früher die Punks hier in Scharen rumgemacht haben, da hat sich wenigstens noch jemand getraut, auch mal zu sagen: Schluß jetzt und die rauszuschmeißen.« Bachmann, dessen vertrauliches »Du« wohl bedeuten soll, daß wir Deutschen eine Schicksalsgemeinschaft bilden, ist nicht zu bremsen. Von den Punks kommt er übergangslos aufs Asylrecht zu sprechen: Wenn er sich die Flüchtlinge so anschaut, findet er nicht, daß die allzu bedroht aussehen, und Opfer politischer Repression, die Vokabeln von früher gehen ihm, dem die Grünen mittlerweile zu chaotisch sind, noch leicht über die Lippen, also Opfer politischer Repression hat er sich immer ganz anders vorgestellt. Sein Resümee: »Wenn man überhaupt in diesem Zusammenhang von Verfolgung spricht, dann müssen wir über eine Deutschen-Verfolgung reden.«

Und über die Feigheit der Deutschen. Rainer Bachmann geht mit seinen Landsleuten hart ins Gericht: Ängstlich sind sie, ohne Courage, kaum jemand

macht den Mund auf, die Linken lassen sich von den Zigeunern, »so nennen die sich schließlich selbst auch«, auf der Nase rumtanzen. Das wundert den Galeristen aber alles nicht, das Strickmuster ist bekannt, und die Roma sind nicht die ersten, nicht die einzigen und vielleicht nicht einmal die schlimmsten, die so mit den Deutschen umspringen. »Die Juden dürfen hier in diesem Land ja auch nicht kritisiert werden.« Aber Bachmann weiß, was sich gehört und was nicht, also flicht er an dieser Stelle kurz und übergangslos eine Distanzierung von jenem »Penny«-Markt-Chef ein, den der »Spiegel« mit dem Satz zitiert: *Was kann ich dafür, daß mir beim Anblick der Zigeuner der Gedanke an Gasöfen kommt.* »Sowas« findet Bachmann »natürlich ganz unmöglich«. Darum geht es ihm auch nicht. Er findet es nur skandalös, »daß die Juden in Palästina auf bestialischste Art und Weise Menschen abschlachten können, und da traut sich kein Deutscher, was dagegen zu sagen«. Rainer Bachmann - ein deutscher Galerist. Der Bundespräsident und er hätten sich wahrscheinlich viel zu erzählen.

### III

»Langsam wackelt auch mein demokratisches Weltbild. Ich hoffe für mich und ganz Deutschland, daß der Artikel nicht ganz der Wahrheit entspricht.«  
Leserbrief an den »Spiegel«

»In unserem Viertel leben doch keine Ausländerfeinde, das sind doch alles eher Linke.« Britta ist überzeugt, daß »Ariane«, mit der sie viele Stunden gesprochen hat, eine Linke ist. »Die hat auf ein Problem aufmerksam machen wollen - und ich finde, das ist ihr gelungen, wenngleich der Artikel etwas boulevardmäßig ist.« Das Problem ist in ihren Augen die Verrohung der Sitten im Viertel, die Übergriffe gegen alte Menschen, die sexuelle Belästigung, die sie selbst erlebt hat. Roma-Jungen hätten ihr »ficki-ficki« hinterhergerufen, sie sei angepöbelt (»was du für geile Titten hast«) und angetatscht worden. Über ihre Reaktion (sie hat einen Jungen, der sie angemacht hat, als »Kanake« beschimpft) und die Nicht-Reaktion ihres Freundes Andreas kam es zum Streit zwischen den beiden.

*Britta wünschte sich ihren Freund, groß und stämmig, wie der ist, als Beschützer, doch auch als wehrsamem Bürger, der für den Erhalt sozialer Formen gegenüber den Roma eintritt: Die halten uns ja für doof und reizen alles aus, und wir machen nichts, weil wir alle liebe Menschen sind, das nutzen die knallhart aus. Die kleinen Zigeuner kitzelten heraus, daß sich Andreas, jedenfalls für Britta, als schwacher Mann erwies. Vor ein paar Wochen trennte sie sich von ihm. Andreas zog aus der Wohnung im Karo aus.*

»Daß wir uns getrennt haben, hat damit nichts zu tun.« Und auch sonst ist Brittas Geschichte vom »Spiegel« dramaturgisch wirkungsvoll verkürzt und geschnitten worden. Daß sie beim allerersten Mal den Jungen, der sie angepöbelt hat, »Kanake« titulierte, stimmt zwar - daß sie das nie wieder getan hat, und warum nicht, kommt im »Spiegel« nicht vor. »Ich habe damals, das war vor über zwei Jahren, Kanake gesagt, weil ich mich so gedemütigt gefühlt habe, daß ich den möglichst tief verletzen wollte, deswegen habe ich ihn nicht nur als Mann, sondern eben als Ausländer beschimpft - das habe ich dann nie mehr gemacht.« Sie hat, heute wie damals, auch nicht nur darauf gewartet, daß ihr Freund endlich als Beschützer aktiv wird: »Ich bin nicht das graue Mäuschen, als das ich im Artikel wirke.« Sie hat sich schließlich selbst gegen die Anmache zur Wehr gesetzt und einem Roma-Jungen, der sie belästigte, Schläge angedroht. Seitdem, das war im Frühjahr, hat sie Ruhe - bis jetzt zumindest.

Britta findet die Aggressionen, die die Roma-Kinder gegen alte Menschen entwickeln, viel bedrohlicher als die Anmache, die sie erlebt hat: »Ich habe mich auch nie so gefühlt, daß ich mich jetzt mit Tränengas oder sowas bewaffnet hätte.«

Wie die Situation im Viertel zu verbessern wäre? Britta guckt ein wenig ratlos aus dem Fenster. Daß die Roma vertrieben werden, »Ausländer raus oder so«, das will sie nicht. Aber sie sieht die Roma auch nicht als Opfer staatlicher Politik. Vielleicht, meint sie, hilft es, wenn man sich einfach entschiedener wehrt, wenn man denen auch mal »in die Fresse haut«. So jedenfalls wie die Linken - »also links sind ja hier die meisten, aber die von der Karo-Ini sind ja mehr linksextrem« - sich das vorstellen, verständnisvoll und miteinander, gehe es jedenfalls nicht: »Auf dem letzten Stadtteiltreffen haben die lange runddiskutiert, ob zwei Polizisten im Raum bleiben dürfen oder nicht - als ob das das Problem wäre.« Und dann: Kaffeetrinken und Feste mit den Roma feiern, mit denen reden - »das ist doch lächerlich, so nehmen die uns doch nie ernst«.

Keine zwei Minuten zu Fuß von Brittas kleiner Wohnung liegen der »Penny«-Markt und die Drogerie Schlitzer. Im »Penny«-Markt erklärt mir der stellvertretende Filialleiter - sein vom »Spiegel« zitierter Chef hat gerade Urlaub, daß er sich über Gasöfen keine Gedanken mache, die Zigeuner haben aber wirklich Ladenverbot und die Türken-Kinder, die klauen, auch. Woran er die erkennt, verrät er nicht: »Das wissen wir halt.« In der Drogerie von Aloys Schlitzer, 84, werde ich eher entnervt empfangen: »Schon wieder Presse«, stöhnt die Tochter hinter dem Laden-Tresen, die, wie ich aus dem »Spiegel« weiß, zur Verzweiflung ihres Vaters dort gar nicht mehr hilft. Ihren Auszug aus dem Viertel hat Ariane Barth mit feinem Sinn für Untertöne und Dimensionen einen *Exodus* genannt.

*Weil sich die Roma-Kinder blitzschnell aus seinen Vitrinen bedienten, schloß er die Schiebescheiben mit Klebeband. Dann kamen sie in Gruppen zu kleinen Einkäufen und brachten ihn ganz durcheinander, damit sie klauen konnten. Inzwischen jagt er jedes dunkelhaarige Kind gleich aus dem Laden, was ihm heimgezahlt wird durch Wurfgeschosse.*

Direkt hinter mir kommen zwei kleine Roma-Jungen in den Laden. »Das da«, sie deuten auf die Wunderkerzen-Packungen, und einer der Jungen hält zwei Finger hoch. Aloys Schlitzer versteht nicht ganz, was und wieviel. Er öffnet die Schublade, stellt ein Flugzeug raus, »das?«, und eine Packung Seifenblasen, »oder das?«. Schließlich liegen die Wunderkerzen auf dem Tisch. »Fünzig Pfennig«, summiert Schlitzer, der ältere der beiden Jungen, etwa neun Jahre alt, legt ein Zwei-Mark-Stück auf den Tisch, nimmt die Wunderkerzen und geht zur Tür. »Halt, halt«, ruft sie Schlitzer zurück und gibt ihnen ihr Wechselgeld. »Die sind nicht alle so, daß die klauen«, erklärt er mir, als die beiden draußen sind. »Aber doch viele«, wendet seine Tochter ein und empört sich über einen NDR-Fernsehbericht, in dem »nur Zigeuner befragt worden sind«. Eine etwa vierzigjährige Frau mit Cashmere-Schal und pelzbesetzter Jacke, die gerade einen Sack Vogelstreu erstanden hat, sieht das anders: »Meistens ziehen die Medien doch ziemlich über die Roma her, da ist es doch richtig, wenn sie auch mal zu Wort kommen.« Darüber und über die Frage, ob man den Roma helfen soll oder ob die sich zu benehmen haben, wird länger ergebnislos diskutiert.

Aloys Schlitzers Drogerie, seit 1930 im Viertel angesiedelt, ist auch ein Kommunikationszentrum. Draußen vor der Tür, es ist mittlerweile dunkel geworden, brennen fünf Kinder Wunderkerzen ab, ein Junge, knapp über zehn,

ist enttäuscht, daß mein Motorrad keine 200 Sachen fährt. Über den »Spiegel«-Artikel sind sie alle empört: »Die hat Fotos von uns gemacht, und wir haben gedacht, die schenkt sie uns, und dann steht das auf einmal in der Zeitung.« Ein etwas älterer Junge meint, daß vieles stimme, »aber vieles eben auch nicht, und jetzt sind wir auf einmal schuld an allem Terror, der hier gemacht wird«. »Was soll das?« will auch ein etwa dreißigjähriger Roma von mir wissen, »ich sage doch auch nicht Alle Deutschen sind so`, wenn mir welche Scheiß-Zigeuner hinterherrufen oder mich schlagen«.

Kurz gehe ich noch in die »Villa Massimou«, den von Ariane Barth beschriebenen Treffpunkt der *Schönen*, das *Schlemmerlokal des Viertels*: Hier hat mittlerweile das Team gewechselt - nicht aus Angst vor den Roma, sondern weil die Kundschaft für das teure Lokal fehlte. Die neue Besatzung versucht es jetzt mit niedrigeren Preisen und einer weniger aufwendigen Küche: »Als Kneipe halt, das paßt hier auch besser her«, erklärt eine Kellnerin. Um zur Entspannung der Situation im Viertel beizutragen, hängen nicht nur die aus Protest gegen den »Spiegel«-Artikel verfaßten Flugblätter der Karo-Ini aus, die Kneipieters haben auch angeboten, ihren Billard-Raum den etwas älteren Roma-Kindern zur Verfügung zu stellen, wenn eine Betreuungsperson dabei ist.

#### IV

»Wir wissen alle, daß Asylanten, also politisch Verfolgte, in der Regel anständige Leute sind. Mit den Schein-Asylanten erreicht uns jedoch ein starkes kriminelles Potential. Es ist sehr wichtig, daß der berechtigte Zorn leidtragender Einheimischer sich in den Medien artikuliert. Ansonsten passiert es, daß Menschen in die Hände klatschen, wenn kriminelle Rechte auf ihr Problem aufmerksam machen.«  
Leserbrief an den »Spiegel«

»Selbstverständlich gibt es hier ziemliche Probleme im Viertel.« Auf eines weisen schon das Plakat und ein paar halbzerfetzte Spuckis am Eingang von Irinas\* und Karlas\* WG hin: »Warnung: Heroin-Dealer verpißt euch!« Manchmal, erzählt Karla, haben Drogenhändler im Hausflur ihre Geschäfte abgewickelt, und sie habe sich nicht mehr alleine reingetraut. Etliche Frauen aus Szene-WGs hätten noch Schlüssel von Wohnungen außerhalb des Karos, wo sie übernachten könnten, wenn es sehr spät wird, manche würden auch anrufen, bevor sie nach Hause kämen, damit im Hausflur jemand auf sie wartet. Auch Anmachen, Tatschereien und Überfälle haben viele selbst erlebt oder von Freundinnen erzählt bekommen. »Wir haben uns überlegt: Wie machen wir was dagegen, ohne daß das in irgendeiner Art und Weise rassistisch wird?« Erst ein Treffen im Haus, dann Flugblätter für ein Stadtteil-Treffen, Planungen für ein Stadtteilstadtteilfest für Ende November wurden schon lange vor dem »Spiegel«-Artikel in Angriff genommen. Vor allem wurden aber Gespräche mit den Roma selber geführt: »Für uns war klar, daß das zusammen gehen muß und nicht gegeneinander.«

Knotenpunkt für viele der Aktivitäten, von denen keine einzige von Ariane Barth auch nur zur Kenntnis genommen wurde, ist die Karo-Ini. Das kleine zweistöckige Haus liegt am Rande des Viertels, an der Theke gibts Kaffee aus der Thermoskanne, keine Cola, dafür verschiedene Fruchtsäfte. Im großen Veranstaltungsraum versucht eine Frau die Düsternis mit weißer Wandfarbe zu bekämpfen. Hier treffe ich Irina\*, Bettina\*, Miriam\* und Klemens\*: Seit Veröffentlichung des »Spiegel«-Artikels haben sie ihre Aktivitäten vervielfacht.

Ein internationaler Stammtisch ist eingerichtet worden, ein Spielnachmittag mit Roma-Kindern, aber auch ein Einkaufsdienst für alte Bewohnerinnen und Bewohner des Viertels, die Angst haben, alleine nach draußen zu gehen.

Seitdem es persönliche Kontakte mit den Roma gibt, hat sich die Situation spürbar entschärft, meinen die Frauen. Sexuelle Übergriffe, wie sie im »Spiegel« beschrieben werden, gebe es seitdem nicht mehr, und auch die Attacken gegen alte Menschen, die der Artikel beschreibe, seien alle älteren Datums. »Aufdringliches Mackerverhalten« nervt aber trotzdem noch, meint Irina. »Aber das ist nicht typisch für Roma, sondern verstößt im Gegenteil gegen ihre eigenen Traditionen - es ist das charakteristische Verhalten von Deklassierten in einer Ghetto-Situation«, antwortet Miriam, und Bettina hofft, daß mit »parteilicher Jungenarbeit« langfristig etwas geändert werden könnte: »Aber es finden sich auch keine deutschen Typen, die bereit wären, antisexistisch mit den Romas zu arbeiten, damit die kapieren, daß sie mir nicht `alte Votze hinterherrufen können.«

Die Selbsthilfe ohne Bürgerwehrcharakter, das Theaterprojekt mit Roma-Jugendlichen im »Theatron«, das Engagement der örtlichen Grundschule, in der auch mit Dolmetschern experimentiert wird, die Aufstockung der Sozialarbeiter-Stellen für die Arbeitsgemeinschaft Karolinentviertel und die Einrichtung eines betreuten Abenteuerspielplatzes, die in Zusammenarbeit mit der »european playworkers association« projektiert worden ist, sind im Karo-Viertel, das bisher über keinen Jugendtreff und kaum irgendwelche gemeinnützigen Einrichtungen verfügt, dringend notwendig. Grundlegend kann die Verbesserung und Intensivierung von Sozial- und Gemeinwesenarbeit und pädagogischer Betreuung die Situation im Karo-Viertel nicht verändern - darüber sind sich die Leute von der Karo-Ini einig.

Etliche der neu ins Viertel gezogenen Roma kommen aus Nordrhein-Westfalen. Nachdem Innenminister Schnoor seine Zusage für ein Bleiberecht zurückgezogen hatte, blieb ihnen die Wahl, ins Bürgerkriegsland Jugoslawien zurückzukehren oder in ein anderes Bundesland zu fliehen. Im Karo-Viertel hatten manche Verwandte. So lange sie und andere Roma in völlig ungesicherten Verhältnissen leben, viele nur mit dem ausländerrechtlichen Status der »Geduldeten«, solange sie von einem Tag auf den anderen damit rechnen, daß ihnen die Aufenthaltserlaubnis entzogen wird oder sie abgeschoben werden, solange sie ohne Geld und ohne Chance auf Arbeit leben müssen, werden sich viele auch an die Umstände anpassen. Sie haben nichts zu verlieren. Die schnelle Mark mit Drogen bietet ihnen wenigstens die Chance, ein bißchen was zu gewinnen.

Und auch das Engagement der Deutschen für die Roma wird nicht aus der Sackgasse herausführen. »Wirklich weiter kommen wir nur, wenn Leute aus dem Ghetto selber die Initiative in die Hand nehmen und zusammen mit ihren Leuten etwas entwickeln«, resümiert Miriam ihre langjährige interkulturelle Arbeit und verweist auf Erfahrungen von Latinos und Schwarzen in den USA. Sie hält auch weniger die Anpassung der Roma an die deutschen Normen für wünschenswert als vielmehr die Wiedererlangung eines kulturellen Selbstbewußtseins. »Die Roma brauchen autonome Räume«, fordert auch Irina und meint damit mehr als die 50 Quadratmeter Kellerraum, die den Roma-Kindern mittlerweile von der Stadtentwicklungs-Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden.

Ein erster Ansatz in diese Richtung ist die Gründung eines Selbsthilfe-Vereins der Roma im Frühjahr dieses Jahres - und die Idee der zum allergrößten Teil aus dem serbischen Nigotie kommenden Roma, einen Lehrer von dort, der über

einige Autorität in den Familien verfügt, nach Deutschland zu holen, damit auch die Roma-Kinder, die bisher nicht in die Schule gehen - auch, weil sie nicht dürfen, die Möglichkeit haben, wenigstens Lesen und Schreiben zu lernen. Eine kleine Delegation ist Anfang November nach Jugoslawien geflogen, um mit dem Lehrer Verhandlungen aufzunehmen. Der ist bereit, nach Deutschland zu kommen - wenn seine Landsleute bereit sind, seine Arbeit zu unterstützen.

## V

»Die Redakteurin Ariane Barth beschränkt sich auf die Darstellung besonders sensationell verwertbarer Aspekte (Bandenkriminalität, sexuelle Übergriffe auf Frauen, Bürgerwehr), wobei sie durch ihre stigmatisierende Wortwahl für Roma (Sippe, Rotte, Scharen, Irrwische, Rabauken, Räuber etc.) bei den LeserInnen ein emotionales Klima des rassistischen Hasses zu erzeugen vermag, in welchem ein Umgang mit diesen primär sozialen Problemen jenseits von Bürgerwehr und Staatsgewalt kaum möglich erscheint.«  
Leserbrief an den »Spiegel«, den dieser nicht veröffentlicht hat

Die Polizei kann die Situation im Karo-Viertel laut »Spiegel« nicht *grundlegend verändern*. Immerhin scheinen die Beamten der Wache 16 aber bemüht, zu tun, was sie können - und das keineswegs nur mit repressiven Maßnahmen, sondern z.B. auch mit einer *sozialen Einsatzreserve*: Dem *Polizeioberkommissar Sönke Harms, 30, der in einer beeindruckend gelassenen, doch auch bestimmten Art mit den Roma zu reden versteht*. Aber auch der Revierführer der Wache, der Erste Polizeihauptkommissar Dieter Suckert, *ist ein bedachtsamer Mann, er weiß aus internationalen Untersuchungen, daß die althergebrachte Methode, Polizeipräsenz zu demonstrieren und jedem fremdländisch aussehenden Menschen den Ausweis zu kontrollieren, ein heißes Viertel nicht kalmiert, sondern erst recht zum Kochen bringt*. Daß Suckert das Benehmen der Roma in leichter Abwandlung des NS-Begriffs »gemeinschaftsfremd« als *gemeinschaftsfeindlich* charakterisiert, kann die Reporterin des »Spiegel« nicht stutzig machen.

Ob Polizeioberkommissar Sönke Harms einer der sechs Beamten ist, die teils in Uniform, teils in Zivil an meinem ersten Recherche-Tag im Viertel aus einem VW-Bus das Treiben auf dem Platz vor der Drogerie Schlitzer beobachten, weiß ich bis heute nicht. Auf meine Frage, was sie denn da täten, beschied mich die Einsatz-Crew, das gehe mich garnichts an. Trotz (oder wegen) meines Presseausweises waren sie weder bereit, ihre Namen, noch, wozu sie verpflichtet gewesen wären, ihre Dienstnummern zu nennen: »Mach dich vom Acker!« Eine Viertelstunde später kommt ein freundlicher Uniformierter auf mich zu und informiert mich, jetzt auf einmal ungefragt, »ganz vertraulich«, daß der Einsatz »rein garnichts mit dem »Spiegel-Artikel« zu tun habe.

Wenige Tage später begegne ich, es ist schon dunkel, erneut einer Gruppe von Zivilbeamten: Diesmal brauche ich nicht zu fragen - ich sehe, wie sie zwei Jugendliche und ein Kind in Handschellen abführen. Im Nu leuchtet mir einer der Beamten ins Gesicht: »Wir kennen uns doch. Woher wissen Sie von dem Einsatz?« Zwei seiner Kollegen verdrücken sich, ohne ersichtlichen Grund, in einen Hauseingang. Eine Frau, die dort steht, wird rüde beiseitegedrängt. Inzwischen ist ein Gefangenen-Transporter mit Blaulicht angekommen. »Los, los, los!« Die Truppe zerrt die drei Festgenommenen in den Wagen, die Beamten aus dem Hauseingang verschwinden über die Straße.

Einen weiteren Polizeieinsatz bald darauf habe ich nicht miterlebt: »Razzia im Cafe / Polizei machte Jagd auf Roma im Karo Viertel«, teilte die »taz« mit. Neun Menschen, auch diesmal wieder einige Kinder, wurden festgenommen. »Wegen Drogenbesitz«, so die offizielle Begründung. Gefunden wurde allerdings nur bei einer Person eine geringe Menge Haschisch. Ein Roma behauptet, auf der Wache zusammengeschlagen worden zu sein. Michael Herrmann, Ex-GALier und seit längerem für die Roma engagiert, hat Strafanzeige wegen Körperverletzung gestellt.

Wenn man sich auf die Marktstraße stelle und beobachte - »und Zivilbeamte von der Wache 16 tun das seit längerem und mittlerweile immer häufiger« - könne man ohne allzu große Probleme sehen, wer deale und wer nicht, meint Michael Herrmann. Ein Großeinsatz, bei dem neun Roma festgenommen werden, und zwar welche, die keine Drogen, dafür aber gute Kontakte mit Stadtteil-Aktivisten haben, werfe zumindest die Frage nach der Zielrichtung der Polizei-Arbeit im Viertel auf. Leute, die tatsächlich dealten, würden nämlich kaum verhaftet, »und wenn, dann stehen die zwei Stunden später wieder da«.

Das Interesse der Polizei an Deeskalation stellen auch andere in Frage. Eine Anwohnerin berichtet, daß die Polizei lange Zeit überhaupt nicht gekommen sei, wenn Leute aus dem Karo-Viertel sie, aus welchem Grund auch immer, gerufen hatten. »Das macht Menschen natürlich angst, wenn sie um Hilfe bitten, und dann kommt niemand.« Um im Viertel zu observieren, Leute zu fotografieren oder am Rande des Karos mit zum Teil merkwürdigsten Begründungen zu verfolgen und festzunehmen, sei zur gleichen Zeit stets genug Personal einsatzbereit gewesen. Das bestätigen auch Autonome, die sich zusammen mit Leuten von der Roten Hilfe seit einiger Zeit mit Übergriffen und Aktionen speziell der Wache 16 beschäftigen, die für das Karo-Viertel zuständig ist. Anzeigen wegen Körperverletzung, Freiheitsberaubung, wegen Meineids und rechtswidriger Einsätze gibt es gegen die Beamten der Wache 16 zuhauf. Obwohl die Verletzungen der in den Polizei-Zellen festgehaltenen Personen meist durch ärztliche Gutachten bestätigt wurden, sind bisher kaum Polizisten vor Gericht zur Rechenschaft gezogen worden. Bei Polizei-Kritikern ist die Wache 16 als »Prügelwache« verschrien - vor allem die sogenannte E-Schicht, die auch öfters im Karo-Viertel zum Einsatz kommt, ist berüchtigt.

## VI

Das Foto im »Spiegel«-Editorial zeigt die Reporterin Barth im Einsatz: Den Arm um drei Roma-Kinder gelegt, lächelnd. Sie hat den Kindern Telespiele geschenkt, sie hat sie zum Essen eingeladen - »sie hat ihr Vertrauen erschlichen, hat Hoffnungen geweckt und sie dabei einfach nur schamlos ausgenutzt«. Christa Kimmich, seit Jahren in der Stadtteil-Arbeit aktiv, wird heute noch wütend. Zumal Kinder, die einen großen Teil ihrer Zeit auf der Straße leben, wenn sie plötzlich so hofiert werden, natürlich versuchen, ihre Geschichten so interessant und gefährlich wie möglich erscheinen zu lassen, und miteinander um die tollsten Stories konkurrieren. Christa Kimmich hat Ariane Barth auch darauf angesprochen. Und die Antwort hat sie, verärgert wie sie war, mitgeschrieben: »Als ich ihr sagte, daß sie die Kinder mit Geschenken `kauft, meinte sie: `Was kann ich dafür, daß ich aus reichem Hause komme? Und weil sie ein Interview mit mir machen wollte, habe ich sie nach dem Ziel gefragt, daß sie mit dem Artikel verfolgt. Da meinte sie doch glatt: `Der Spiegel verfolgt keine Ziele.«

Nicht nur die Auslassungen, die leichten und groben Verfälschungen, der zum Tenor des Artikels passende Titel »Skinheads, Straßenräuber, Einbrecher - kapituliert die Polizei?«, nicht nur *was*, sondern auch *wie* Ariane Barth schreibt, straft dieses Lippenbekenntnis des objektiven Nachrichtenjournalismus Lügen. *Um ihr silberweißes Haar bindet sie ein Kopftuch, womit sie den gewohnten Anblick eines Weibelchens aus dem Rotkäppchen-Wald bietet*, beschreibt sie eine alte, deutsche Frau, Elsbeth Kurs, die beraubt wird von *Kindern mit schwarzbraunen Haaren und dunklen Augen*. Der Briefkasten von Elsbeth Kurs hat nicht einfach eine Tür, es ist ein *Türchen...*, *durch Spuren von Aufbrüchen und Postplünderungen verunstaltet*. Die Deutschen werden mit sentimentaler Traurigkeit als vereinzelte Opfer beschrieben, sie werden wortreich als *beklemmt, bedrückt*, allenfalls noch als *bedachtsam* charakterisiert, sie fliehen, haben Angst, grämen sich oder sind zermürbt. Roma dagegen sind Masse, *riesige Sippen mit Scharen von Kindern*, sie erlernen keine sozialen Verhaltensweisen, sie werden *infiziert*. *Irrwische jagen umher, kreischendes Leben erfüllt den Platz*, die Kinder treten als *Traube* auf, oder gar als *delinquente Traube*. Die Sprache reproduziert die Klischees, wie der Aufbau des Artikels die Stereotypen verfestigt: *Alteingesessene arme Leute* gegen rabiante *kleine Fremdlinge*, als hilf- und wehrlos beschriebene Frauen gegen aggressive Jungen. Kein Wunder, daß auch ein scharfer Roma-Kritiker auftritt, der nicht nur *im Prinzip große Sympathien für die Roma* hat, sondern sogar noch darauf verweisen kann, daß einige seiner besten Freunde... nein, in diesem Fall ist der Vater seines Halbbruders ein Roma.

Nachdem ich knapp drei Wochen immer wieder über Ariane Barth und ihren Text gesprochen habe, möchte ich gerne einmal mit ihr selber reden. Ein Anruf genügt: »Nein, nein, ich möchte nicht mit Ihnen über meine Geschichte sprechen. Es ist nicht meine Art, einen Text von mir zu kommentieren.« Dann spricht sie aber doch mit mir und klärt mich in fünf Minuten, ohne daß eine Pause für eine Zwischenfrage geblieben wäre, über »Hintergründe« ihrer Arbeit auf. Damit ich das wenigstens weiß. »Nur daß wir uns recht verstehen: Zitieren dürfen sie von dem, was ich Ihnen gesagt habe kein Wort.« Ariane Barth traut Journalisten eben nicht. Sie weiß schließlich, wie sie arbeitet.

\*Kursiv gesetzte Passagen stammen aus dem »Spiegel« Nr. 42/91

\* Namen geändert